

Ein außergewöhnlicher Mensch in der Shoa

Dr. Reinhold Strassmann (1893 – 1944)

Ist es vermessen, Dr. Reinhold Strassmann, der in Auschwitz ermordet wurde, als Heiligen zu bezeichnen? Dass er ein Heiliger sei, das ist die wiederholte Reaktion von Lesern bzw. Zuhörern¹, die über sein Leben nachgedacht haben.

Im Gegensatz zu Großvater, Vater und Bruder war Reinhold kein Arzt, sondern Mathematiker. Obwohl er im Ersten Weltkrieg – als glühender Patriot diente er bis zum letzten Tag – u. a. schwer am Kopf verletzt worden war, promovierte er 1922 mit Auszeichnung; noch heute ist seine mathematische Entdeckung als »Strassmanns Theorem« bekannt. Aber vor allem anderen war Reinhold ein sehr treuer Mensch, der nichts leicht nahm und sein Handeln an seinen eigenen Grundsätzen ausrichtete. Was er tat, tat er aus tiefster innerer Überzeugung. Der Bruder charakterisierte ihn später als einen »sehr gutherzigen, aber doch eigenartigen Menschen«.

Nach dem Ersten Weltkrieg musste Reinhold feststellen, dass der Dank des Vaterlandes ihm in seinem durch die Kriegsverletzungen stark erschwerten Leben in keiner Weise half. Geplagt von häufigen Kopfschmerzen, Fieberschüben und schließlich einer Tuberkulose mit langwierigen Heil-aufenthalten in der Schweiz, war Reinhold wohl kein sehr umgänglicher Mensch. Nach mehreren Jahren Ehe, die auch von Fehlgeburten überschattet waren, zogen die Ehepartner jeweils zurück in die Nähe der eigenen Eltern, in Reinholds Fall nach Berlin. Er arbeitete dort als Versicherungsmathematiker. Reinholds Vater, Prof. Dr. med. Dr. jur. h.c. Fritz Strassmann, hatte europaweit für die Anerkennung der Rechtsmedizin gesorgt. Nachdem er 1933 einen Schlaganfall erlitten hatte und die Mutter bald darauf verstarb, kümmerte Reinhold sich vermehrt um den Vater und alle seine Belange. Nur aufgrund des Frontkämpferprivilegs – das ebenfalls für seinen älteren Bruder Georg galt – konnten die Söhne von Fritz ihre Berufe bis 1935/36 ausüben. Denn auch wenn sich die Familie selbst als kaisertreu und national gesinnt verstand, die Söhne evangelisch getauft waren – nach der Definition der Nationalsozialisten waren die Strassmanns Juden. Wer als »nicht-arisch« eingestuft wurde und nicht an der Front gekämpft hatte, verlor mit Erlass des NS-Gesetzes »Zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« seine Arbeitsstelle meist schon 1933. Das betraf keineswegs nur die Beamten, die nun als jüdisch galten; sondern sehr bald schon wurde der Druck auf wichtige Wirtschaftsunternehmen erhöht, ihre rassistisch verfolgten Mitarbeiter zu entlassen. Reinholds Bruder Georg organisierte danach für seine Familie die Auswanderung in die USA. Für Reinhold aber war es unabweisbar, seinen kranken Vater nicht allein seinem Schicksal zu überlassen. Gleichzeitig begann er jedoch äußerst intensiv Englisch zu lernen, um sich auf eine spätere Auswanderung vorzubereiten.

¹ Jutta Lange-Quassowski und Volkmar Schneider, Eine bedeutende Ärztdynastie, Die Strassmanns, Berlin 2012

Spätestens in diese Zeit fällt die verstärkte Hinwendung Reinholds zum Glauben – wie sein Bruder Georg war er ja evangelisch getauft. Er ging nun nicht nur zur Kirche, sondern begann auch, viele christliche Bücher zu lesen. Da er an seinem Bruder Georg sehr hing, schrieb er regelmäßig Briefe an ihn. Briefe ins Ausland unterlagen jedoch der Zensur. Reinhold fand für sich einen Weg, dem Bruder dennoch über die stetige Verschlechterung der Lage der rassistisch Verfolgten zu berichten. Er schrieb entweder über Inhalte der Gottesdienste oder benutzte Zitate aus der Bibel oder berichtete über seine Lektüre christlicher Bücher. Offenbar verstand Georg in den USA so die immer bedrohlicher werdende Situation, denn er drängte Reinhold mehrfach, doch endlich den Antrag auf Auswanderung zu stellen.

Nachdem der Vater im Januar 1940 gestorben war, kam Reinhold der Aufforderung sofort nach. Er bat den Bruder erneut zu verstehen, dass er den Antrag nicht früher hatte stellen können, denn er war der Meinung, die Erteilung eines Visums zu Lebzeiten des Vaters hätte ihn in Versuchung gebracht. Er wäre dann in die Zwangslage geraten, sich zwischen Pflege des Vaters und Auswanderung zu entscheiden. Im Frühjahr 1941 wusste Reinhold, dass er kein Visum erhalten würde. Offenbar hatte er – im Gegensatz zu anderen Familienmitgliedern – eine eindeutige Absage vom Konsulat erhalten.

Der tägliche Kampf um das Überleben spitzte sich inzwischen zu. Schon im Februar 1940 hatten erste Deportationen von Deutschen, die als Juden erfasst waren, von Stettin aus nach Polen stattgefunden. Die in Deutschland lebenden sogenannten Ost-Juden, die aus Polen eingewandert waren, hatten die Nationalsozialisten bereits Ende Oktober 1938 in einer dramatischen Aktion zurück über die Grenze vertrieben. Reinhold – ohne Chance auf Auswanderung – machte sich nun klar, dass über die in Deutschland verbliebenen rassistisch Verfolgten eine schlimme Zeit hereinbrechen würde. Darauf wollte er sich vorbereiten. Denn sein großer Wunsch war es, nicht zu verzweifeln und auch seinen Glauben nicht anfechten zu lassen. So beschäftigte er sich jetzt mit der Situation der verfolgten Christen im alten Rom, die zu Märtyrern wurden. Er schrieb an Georg, die Zeit der Verfolgung damals habe 280 Jahre gedauert. Und er bat seinen Bruder, für ihn zu beten, dass er immer die Kraft finden möge, »nach den Worten Christi zu leben«. Georg war nach eigener Aussage Agnostiker. Sein Glaube war ihm im Ersten Weltkrieg abhanden gekommen. Aber das focht Reinhold nicht an. Er thematisierte jetzt seinen Glauben jederzeit, auch in allen Gesprächen mit seinen Verwandten. Diese waren davon nicht immer erbaut. Reinhold nutzte seine Mitteilungen wohl einerseits, um indirekt Aussagen zu ihrer aller Lage zu machen. Zum anderen bedeutete sein Zeugnis wohl auch, dass er sich seines Glaubens in der Weitergabe immer wieder selbst versicherte.

Die erhoffte Ausreise glückte nach September 1941 niemandem mehr. Per Gesetz war ein Ausreiseverbot erlassen worden. Ende 1941 musste Reinhold sein Haus nach einem Zwangsverkauf räumen und in Sammelunterkünften leben, wie fast alle Verfolgten. Da persönliche Gegenstände dort nicht erlaubt waren, sind z. B. alle Briefe, die ihm sein Bruder geschrieben hatte, verloren gegangen. Der für Reinhold so wichtige Briefwechsel war nun ohnehin nicht mehr möglich. Wie wir heute wissen, wurden die als Juden geltenden Menschen in diesen Ghettos konzentriert, um sie von

dort aus besser deportieren zu können. Bis dahin aber mussten sie Zwangsarbeit leisten. In Berlin waren das zu der Zeit 25.000 Menschen. Reinhold musste trotz seiner starken gesundheitlichen Probleme Bombenschutt räumen. Eine Verwandte schrieb dazu nach dem Krieg an Georg, es sei ihr unbegreiflich gewesen, wie Reinhold es schaffte, trotz seiner schlechten Gesundheit so hart zu arbeiten. Und: »Er verlor nie seinen Lebenswillen.« Selbst in dieser Situation kamen ständig neue Schikanen und Einschränkungen des täglichen Lebens hinzu. So erhielten alle diese Menschen ab September 1942 keine Zuteilungen mehr für Milch, Eier, Fleisch, Fleischprodukte und für Seife. Es ging dem Regime darum, sie durch die permanente Verschlechterung ihrer Situation vollständig zu zermürben und jeden möglichen Widerstand im Keim zu ersticken. Denn die Vernichtung aller war bekanntlich im Januar 1942 beschlossen worden. Und dafür sollten all diese Menschen »transportbereit« gemacht werden.

Im Juni 1942 war Reinhold auf eine Transportliste nach Theresienstadt gesetzt worden. Da aber seine Ehefrau aus Freiburg anreiste und sie als »Arierin« galt, konnte sie seine Freilassung erreichen. Denn die beiden hatten sich nicht scheiden lassen. Als Goebbels Berlin im Frühjahr 1943 »judenfrei« machen wollte, stand Reinhold erneut auf der Liste zum Abtransport. Hier hat mutmaßlich u. a. der tagelange, mutige Widerstand der Ehefrauen in der Rosenstraße dazu geführt, dass viele Verhaftete nach ca. drei Wochen freigelassen wurden, unter ihnen auch Reinhold. Im Januar 1944 wurde er 51 Jahre alt. Im Februar stand er auf der Liste eines Alters-Transports für Theresienstadt. Offenbar hat er dieses Mal – nach Aussagen eines Bekannten, der selbst nicht zu den Verfolgten gehörte – die Hilfe seiner Frau nicht noch einmal in Anspruch nehmen wollen. Er wurde deportiert und hat zunächst noch drei Monate Postkarten geschrieben. Dann kam er ins Krankenhaus. Offenbar ist er dort noch einmal genesen. Das Letzte, was von ihm bekannt wurde, ist die Aussage einer Überlebenden von Theresienstadt: Sie berichtete, dass Reinhold seinen Mantel und andere Winterbekleidung an Frierende verschenkt habe. Das ist fast übermenschlich hilfsbereit, ja aufopferungsvoll. Die Überlebende nannte ihn einen »Märtyrer«.

Ist das aus heutiger Sicht eine richtige Wertung? Ein Märtyrer ist wohl jemand, der bereit ist, notfalls für seinen Glauben zu sterben. Reinhold aber wollte seinen Glauben leben. War er also ein Heiliger? Die Bezeichnung gibt es nicht nur in der katholischen, sondern auch in der evangelischen Kirche. Der Heilige Martin gilt u. a. deshalb als heilig, weil er seinen Mantel geteilt hat. Reinhold war ein sehr frommer Mensch, aber sicherlich kein Mensch mit absoluter Vollkommenheit.

Wie dem auch sei: Eine Parallele ist auf jeden Fall zu dem berühmten (später amerikanischen) Psychotherapeuten Viktor Frankl zu ziehen. Obwohl dieser das ihn rettende Visum sogar schon in Händen hatte, entschied er sich, seine Eltern nicht allein zu lassen. Er ging mit ihnen auf den Transport, der ihn ins KZ führte. Im Vollbesitz seiner Kräfte überlebte er dieses im Gegensatz zu seinen Eltern jedoch und motivierte auch Andere, sich Überlebensziele zu setzen. Das in 21 Sprachen übersetzte Buch über seine Erfahrungen heißt »...trotzdem Ja zum Leben sagen«. Frankl führt darin aus, der Sinn des Lebens liege nicht darin, nach dem persönlichen Glück zu streben, wie es die amerikanische Verfassung postuliert. Das spezifisch Menschliche sieht er vielmehr darin, in seinem

Leben einen Sinn zu finden, eine Bedeutung, die über das Selbst hinausweist auf den Nächsten. Je mehr der Einzelne sich selbst vergisst und sein Leben dem Geben weihet anstatt dem Nehmen, desto menschlicher bzw. humaner ist er nach Frankl. Heute versucht der World Humanitarian Day der UN Menschen zu ermutigen, ihren Fußabdruck der Menschlichkeit zu hinterlassen (und das Lied »I was here«, das Beyoncé dazu sang, drückt genau das im Text aus).

Vielleicht gab es außer Reinhold auch andere junge Leute, die sich entschieden, ihren Eltern beizustehen. Vielleicht sind sie nur deshalb unbekannt geblieben, weil niemand Zeugnis über sie abgelegt hat, ablegen konnte. Reinhold jedenfalls hat aus tiefer Elternliebe und aus Pflichtgefühl zuerst an seinen Vater gedacht und nicht an sein eigenes Überleben. Was Reinhold auszeichnet, ist, dass er sich auf das ihm bevorstehende Schicksal tiefgehend vorbereitet hatte. Er hatte den festen Willen, sich nicht von seinem Glauben abbringen zu lassen und sich so zu behaupten. Menschen, denen das so deutlich bewusst war wie Reinhold und die, aus welchen Gründen auch immer, nicht rechtzeitig ausgewandert waren bzw. sich retten konnten, sind oft einen anderen Weg gegangen. Ein häufiger Entschluss war, ihrem Leben ein Ende zu setzen, bevor die Nazis hergen sie abholen konnten. Vielleicht müssen wir auch das als einen Akt begreifen, der die Selbstbestimmung und damit die Würde bewahrte.²

Reinhold aber hat sich im Unterschied zu Verwandten, die bei ihm gewohnt hatten, anders entschieden. Er ist seinen Weg erhobenen Hauptes zu Ende gegangen. Dabei hat er um sich geschaut, wo er vielleicht noch jemandem helfen könnte. Als er schließlich seinen Mantel verschenkt hat, handelte er wohl kaum spontan, sondern bewusst. Reinhold tat dies sicherlich aus seinem christlichen Glauben heraus. Er konnte seinen Glauben also offenbar bis zum Schluss leben und auch hierin sich treu bleiben. Dieses Handeln findet eine Parallele im jüdischen Talmud, in dem es heißt: »Wer nur ein Menschenleben rettet, rettet die ganze Welt.« Reinholds großmütige Gabe mag vielleicht auch ein wenig an den berühmten Kinderarzt Janusz Korczak erinnern, der sich trotz der Zusage des eigenen freien Geleits nicht davon abbringen ließ, mit seinen Heimkindern in die Mordkammern zu gehen. Er teilte ihr Schicksal, um ihnen die Angst zu nehmen. Trotzdem besteht eine gewisse Scheu, den einen oder den anderen als Heiligen zu bezeichnen.

Der Sinn für uns heute, über die persönliche Erinnerung hinaus, Reinhold hervorzuheben, ist, uns bewusst zu machen und zu erfassen: Die Nazis konnten Dr. Reinhold Strassmann seinen Namen nicht nehmen. Aber auch seine Würde konnten sie ihm nicht nehmen. Und sie konnten ihm vor allem seine Menschlichkeit nicht nehmen. Darin war Reinhold ein sehr außergewöhnlicher Mensch. Dr. Reinhold Strassmann vollbrachte eine nur selten vorkommende, höchste sittlich-moralische Leistung. Sie war ihm möglich aufgrund seines tiefgründigen Charakters und seiner dem Mitmenschen zugewandten Religiosität. Seine herausragende Menschlichkeit kann auch heute in weniger katastrophalen Situationen ein Vorbild sein.

² Arthur Nicolaer beispielsweise, 1862 – 1942, der Entdecker des Wundstarrkrampfes und bahnbrechender Arzneimittel, hat in seinem Abschiedsbrief im Wasserzeichen eine versteckte lateinische Botschaft untergebracht: INVICTUS (UNBESIEGT). Vgl. Udo Schagen, Vertriebene der Medizinischen Fakultät der Charité Berlin, im Rahmen des Projektes 2013: Zerstörte Vielfalt.